Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 19 (1943-1944)
Heft: 4

Artikel: Programme?
Autor: Huber, Fortunat
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066581

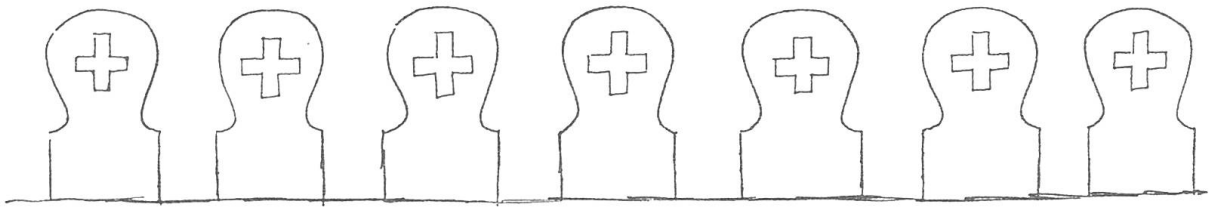
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Programme?

VON FORTUNAT HUBER

Illustration von H. Tomamichel

Wer würde wagen zu behaupten, daß die Voraussicht unserer Regierung genügt hätte, um der Lage, in die der Krieg unser Land brachte, Meister zu werden? Viele der wichtigsten Maßnahmen zum militärischen, politischen und wirtschaftlichen Schutz des Staates wurden erst unter dem Druck der öffentlichen Meinung getroffen. Manche zögernd genug. Das ist kein Vorwurf an die Regierung. Das schweizerische Volk hält nicht viel von Hellsehern, die es mit nachtwandlerischer Sicherheit einer herrlichen Zukunft entgegenführen, am allerwenigsten an Regierungsposten. Es ist auch Parteihäuptern gegenüber, die ihrer überragenden Voraussicht allzu sicher sind, mißtrauisch. Es hält dafür, daß,

wenn Regieren schon Voraussehen heiße, dieses Geschäft zunächst seine eigene Angelegenheit sei.

Diese Betrachtung entspricht unserer Staatsauffassung. Das Regieren eines Volkes, das selbst Souverän bleiben will, ist schwer; es ist zu gewissen Zeiten fast unmöglich. Das hat das schweizerische Volk eingesehen und vorübergehend auf einen sehr wichtigen Teil seiner Vollmacht zugunsten der Regierung verzichtet. Die Freiwilligkeit dieses Entschlusses ist für den Erfolg aller Maßnahmen, die unsere Lebenshaltung einschränken, uns militärische, wirtschaftliche und geistige Opfer auferlegen, von unermeßlichem Wert. Die schärfsten staatlichen Zwangsmittel hätten allein ihre Durchführung niemals in dem Maße sichern können wie das Einverständnis der überwältigenden Mehrheit des Volkes.

In den kriegführenden Ländern werden immer ausgiebiger Nachkriegspläne geschmiedet und erörtert: von Staatsoberhäuptern, von die halbe Welt umfassenden Korporationen, von Kommissionen, von politischen, militärischen, wirtschaftlichen und philosophischen Fachleuten und Einzelgängern. Das wilde Durcheinander sich überkreuzender und widersprechender Auffassungen scheint vorerst mehr zur Verwirrung als zur Klärung zu führen. Es gibt in allen diesen Ländern «Realpolitiker» genug, die dieser Erscheinung mit Widerwillen begegnen. Sie vertreten die Meinung, daß zunächst alle Anstrengungen darauf beschränkt werden sollten, den Krieg zu einem erfolgreichen Ende zu bringen. Die Vertreter dieses, wie es scheint, «gesunden Menschenverstandes» haben auch in der Schweiz Anhänger. Sie sehen mit Mißbehagen, daß die ausländischen Nachkriegspläne bei uns Wellen schlagen, unsere Gemüter zu beschäftigen beginnen und bereits zu allerlei Ansätzen von eigenen Nachkriegsplänen und Programmen führen. Sie befürchten, daß das Schweizervolk darüber in seinen Anstrengungen, den Krieg durchzustehen, erlahmen könnte. Am liebsten wäre ihnen, wenn die Gedanken über die Nachkriegszeit vorläufig überhaupt zurückgestellt oder doch der Regierung überlassen würden. Es ist durchaus in der Ordnung, daß sich Behörden durch eigene Organe unter Mitwirkung von Kommissionen, wirtschaftlichen, politischen und gemeinnützigen Verbänden dieses Gebietes annehmen. Aber es genügt nicht. Es ist erforderlich, daß sich der einzelne Bürger und die einzelne Bürgerin darum kümmern.

Das braucht zu keiner Aufregung zu führen. Der Schuhmacher darf nicht nur, er soll bei seinem Leisten bleiben, der Arbeiter an der Werkbank, der Kaufmann bei seinen Geschäften, der Bauer bei seinem Landbau, der Gelehrte bei seiner Forschung, der Lyriker bei seinen Gedichten. Es besteht auch nicht die mindeste Gefahr, daß wir über dem Träumen über Nachkriegspläne die tägliche Arbeit vergessen. Sie hat uns alle zu fest im Griff, ob wir wollen oder nicht wollen.

Die Kraft, mit der die Schweiz, zum Erstaunen des Auslandes und der Schwarzseher in den eigenen Reihen, für die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit eintrat, ist nur aus dem Umstand zu erklären, daß durch deren Bedrohung unserm Volk endlich wieder einmal ein Ziel gesetzt war, das alle Bürger und Bürgerinnen, wie auch ihre gesellschaftliche, weltanschauliche und politische Stellung sein mochte, die Alten und die Jungen, als das ihre empfanden. Diese Erkenntnis ist heute Allgemeingut. Es wäre wichtig, daß wir uns beizeiten für eine andere Erkenntnis bereit fänden, nämlich daß, sobald die Erhaltung unseres Staatswesens wieder gesichert erscheinen sollte und damit das die Schweizer aller Parteien zusammenhaltende Ziel erreicht ist, die Einigkeit notwendig in die Brüche gehen muß — wenn es uns nicht gelingt, ein neues Ziel aufzustellen, das die gleiche verbindende Kraft hat. Die bloße Erhaltung unserer staatlichen Selbständigkeit und die Bewahrung dessen, was wir besitzen, genügt nicht. Jedes Volk, auch das unsere, schöpft

die Lebenskraft nicht aus dem, was es erreicht hat, sondern aus dem Streben nach einem Zukunftsbild, dessen Verwirklichung es als seine Bestimmung empfindet.

Dieses neue, uns einigende Zukunftsbild schenkt uns niemand und wäre geschenkt auch nichts wert. Wir können auch nicht unserer Regierung den Auftrag übergeben, es für uns, unter Mithilfe von Kommissionen, von Politikern und Fachleuten zu entwerfen. Es gehört zwar mit zu ihrer Aufgabe, aber sie können diese allein unmöglich erfüllen. Es muß von uns allen erarbeitet werden, in den Parteien, in den Verbänden, in allen möglichen Vereinigungen, aber jeder — und das ist die Hauptsache — auch für sich.

Es braucht keine Hast und keinen Krampf. Nur die allerwenigsten werden sich berufen fühlen, mit eigenem Programm an die Öffentlichkeit zu treten, und die Berufung der meisten dieser wenigen wird bestritten sein. Die große Mehrzahl der Bürger und Bürgerinnen wird sich darauf beschränken, in ihrem Herzen und ihrem eigenen Erfahrungskreis Umschau zu halten und das Ergebnis dieser Selbstprüfung mit den Plänen und Programmen, die ihnen vorgesetzt werden, zu vergleichen. Das scheint wenig, es ist aber von entscheidender Bedeutung.

Es ist von vornherein klar, daß unser Zukunftsbild auch in der Nachkriegszeit nicht vom Ausland übernommen werden kann, so wenig wie aus dem Norden, aus dem Westen oder Osten. Alles spricht dafür und nichts dagegen, daß die Pläne des Auslandes bei uns aufmerksam verfolgt werden. Es kann nur gut sein, uns mit ihnen, widersprechend wie sie sind, vertraut zu machen.

Wir brauchen nicht ängstlich zu sein. Wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß das Schweizervolk so Großes für die Erhaltung der Unabhängigkeit seines Staates geleistet hat, um sie nach dem Kriege widerstandslos preiszugeben. Aber wir werden gut tun, uns trotz dem Zutrauen in unsere eigene Kraft stets vor Augen zu halten, daß kein Staat und kein Staatenverband uns der Pflicht entheben kann, über unsere Bestimmung und damit über unser Zukunftsbild selbst zu entscheiden. Auch wenn uns um den Preis, das, was wir als unsere Bestimmung empfinden, aufzugeben, das Himmelreich auf Erden versprochen würde, dürften wir nicht nachgeben. Die Befürchtung, daß wir den Anschluß an die übrige Welt verpassen könnten, ist völlig unsinnig. Es ist ohnehin dafür gesorgt, daß alle Ideen, welche die Welt bewegen, über unsere Grenzen dringen. Selbst die Auffassungen des totalen Staates, die das Schweizervolk einmütig verurteilt, haben uns gezwungen, sie in der Abwehr in einem fast unerträglich hohen Maße selbst zu verwirklichen. Eines der höchsten Güter des Schweizers war die Gewißheit, unter keinen Umständen seines Bürgerrechtes verlustig gehen zu können; wir haben die Zwangsausbürgerung eingeführt. Wir hatten die Todesstrafe abgeschafft; wir führten sie wieder ein. Jeder Schweizer hatte das Recht, sich in der ganzen Schweiz frei niederzulassen, heute hat selbst im eigenen Kanton der Bürger nicht mehr die Gewißheit, innerhalb des Kantons an jedem ihm beliebigen Ort zu wohnen. Die Freiheit der Presse, die Versammlungsfreiheit, die Freiheit der politischen Organisationen, sie alle mußten verletzt werden.

Die beste Sicherung gegen ausländische Pläne, die unserm Wesen widersprechen oder doch unsern Verhältnissen nicht angepaßt sind, ist die Ausarbeitung eigener Programme. Dabei fällt den Parteien eine wichtige Rolle zu. Es ist kein Nachteil, sondern ein Vorteil, daß nicht ein Programm, sondern viele entstehen werden. Sie entsprechen den verschiedenen weltanschaulichen und wirtschaftlichen Blickrichtungen. Die Beschäftigung mit ihnen ermöglicht es erst den einzelnen Bürgern und Bürgerinnen, die eigene Stellungnahme abzuklären. Diese Auseinandersetzung ist so entscheidend

wichtig, daß die Nachteile der Parteikämpfe, die um ihre Programme entbrennen müssen, mit allen ihren widerwärtigen Nebenerscheinungen leicht ins Gewicht fallen. Es sind Zusammenstöße zu erwarten. Der politische Burgfriede kann, sobald die Bedrohung des Landes von außen nachlassen wird, kaum mehr Bestand haben. Die politischen Leidenschaften werden sich wieder entfesseln.

Der soziale Friede ist ein hohes Gut. Er gehört aber zu den Zielen, die nie endgültig erreicht sind. Das Bestreben, ihn krampfhaft in Formen zu bewahren, die veränderten Verhältnissen nicht mehr entsprechen — also ein fauler Friede — ist viel gefährlicher als die Parteikämpfe, deren Sinn gerade darin besteht, ein neues Gleichgewicht zu finden. Das Gemeinwesen ernstlich gefährdende Erschütterungen sind um so unwahrscheinlicher, je kleiner unsere Angst vor dem politischen Kampf ist. Ich glaube, daß sowohl unsere Verhältnisse wie der Sinn unserer Bevölkerung gesund genug sind, um sogar einer bewegten politischen Auseinandersetzung beim Zusammenprall der verschiedenen Programme mit Zuversicht entgegenzusehen.

Es ist unvermeidlich, daß beim Pläneschmieden viel leeres Stroh gedroschen wird. Es wird genug Leute geben,

---

Schweizerische Anekdote

Ein herrlicher Sommertag spannt enzianblau die wolkenlose Himmelskuppel über den Vierwaldstättersee. Noch liegt der erste Weltkrieg ungeahnt in weiter Ferne. Sorglos und froh sind die Menschen. In heiterer Stimmung verläßt auch Ernst Nobs, Redaktor des sozialdemokratischen Blattes in Luzern, seine Wohnung und eilt seewärts, dem Dampfschiff entgegen, das heute seine Jungfernfahrt antreten soll.

Da trifft er in der Nähe des Bahnhofs unerwartet seinen von Bern auf kurzen Besuch kommenden Bruder, den er seit langem nicht mehr gesehen. Ach was, sagt sich der Redaktor, den See kenne ich, den Wortlaut der Reden habe ich in der Tasche, den Bericht kann ich abends am Schreibtisch zusammenbrauen und verbringe jetzt ein paar Stunden mit dem Bruder.

Gesagt, getan. Anderntags lesen die Luzerner Arbeiter von der herrlichen Dampferfahrt im Sonnenglanz, von den zum Greifen nahen Bergen, der frohen Stimmung an Deck, und sie erfahren haargenau, was Regierungsrat Sowieso und der Herr Vierwaldstätterseedampfschiffahrtsaktiengesellschaftsdirektor in ihren Festreden erzählten.

Eine Stunde später schrillt 's Telephon: «Genosse Nobs, sind Sie verruckt?»

«Nicht daß ich wüßte, warum?» Brüsk wird das Telephon abgehängt. Ein paar Minuten später erneuter Anruf. Diesmal ist's der Herr Direktor. Der ist um keinen Deut liebenswürdiger: Was dem Herrn Redaktor einfalle, diesen Streich zu spielen?

Welchen?

Nun, er wisse doch genau, daß der neue Salondampfer erst in acht Tagen eingeweiht werde.

Diese Anekdote hat mir Bundesrat Nobs vor einigen Jahren selbst erzählt.

Mitgeteilt von F. H.

denen die Programme nicht früh genug fertig sind, und die es nicht erwarten können, sie sofort in die Tat umzusetzen. Es werden andere da sein, die so vorsichtig ans Werk gehen, daß es Jahrzehnte dauern müßte, bis sie sich auch nur über die Grundlagen ihrer Pläne schlüssig geworden wären. Es werden Reformer auftauchen, die das Leben in ein so enges Netz von Programmen spannen möchten, daß jede freie Regung darin ersticken müßte. Es wird an Hexenmeistern kein Mangel sein, die überzeugt sind, alle sozialen Schäden durch ein Allheilmittel aus der Welt zu schaffen.

Alle diese unerfreulichen Erscheinungen können wir gerne mit in Kauf nehmen. Der Leerlauf und die Unruhe, die sie erzeugen, sind unvergleichlich weniger gefährlich, als es die Teilnahmslosigkeit der Bürger an der Planung unserer Zukunft wäre. Nur ein teilnahmsloses Volk kann überrumpelt werden — durch einen innern wie durch einen äußern Feind.

Die einzig wirkliche Gefahr der Beschäftigung mit Planungen und Programmen wäre, wenn wir uns einreden ließen, daß alles gewonnen sei, wenn wir nur die richtigen Programme hätten und sie zum Gesetz machten. Auch die vollkommensten Programme sind nur soviel wert, wie der Geist derer, die sie durchführen, und selbst wenn dieser der beste wäre, taugen sie doch immer noch nichts, wenn dieser Geist nicht der Einsicht und dem Willen der großen Mehrheit der Menschen entspricht, für die diese Programme verwirklicht werden.

Aber auch dieser Gefahr, die wir sehr ernst nehmen müssen, können wir nicht durch Enthaltsamkeit vom Planen, sondern nur durch Aufgeschlossenheit Meister werden. Aber ist das Pläneschmieden nicht ein Vorrecht der Jugend? Ist es nicht ihr vorbehalten, in der Zukunft zu leben und alles von ihr zu erwarten? Ist es dem reiferen Alter nicht angemessener, das Planen einer bessern Welt der Jugend zu überlassen, der Gegenwart zu leben und sich mit den Verhältnissen abzufinden, so wie sie eben nun einmal sind? Für den einzelnen Menschen kann das zutreffen, obschon selbst dieser auch im höchsten Alter arm daran wäre, wenn ihm jede Zukunftshoffnung fehlte. Wieviel mehr für ein Volk. Der einzelne Mensch muß, darf und soll damit rechnen, daß er sterben wird. Auch Volksgemeinschaften sind nicht ewig, aber dem einzelnen Bürger geht die Befugnis ab, diese Sterblichkeit ergeben hinzunehmen. Nun, die Schweiz denkt nicht daran, zu sterben. Aber wir dürfen auch nicht mit dem Gedanken spielen, wir könnten uns als Volk gewissermaßen pensionieren lassen. Jede Entlastung des Bürgers, und wäre es auch nur die von der Planung, führt zu seiner Entrechtung. Wir dürfen im Staat keinen Luftschutzkeller sehen, für den wir willig die Kosten tragen, um in gefährlichen Zeiten bei ihm Unterschlupf zu finden, um dessen Ausbau und Anpassung an die sich ändernden Verhältnisse wir uns aber in friedlichen Zeiten nicht kümmern. Sonst zerfällt der Staat, oder, was ebenso schlimm ist, er wird dem einzelnen Bürger gegenüber übermächtig.

Wir wollen den Nachkriegsplänen, woher sie auch kommen und wie sie sein mögen, nüchtern begegnen, um so nüchterner, je mehr sie versprechen; aber wir dürfen uns nicht sperren, den Blick in die Zukunft zu richten; wir wollen sie ohne Angst und aufgeschlossen prüfen.

Unsere Vergangenheit und auch unsere Gegenwart rechtfertigen die Zuversicht, daß wir trotz den Erschütterungen, welche uns die Nachkriegszeit bringen mag, ein gemeinsames Ziel — dem sich das Volk verpflichtet fühlt — finden wollen und finden werden.